

Aspergillus Niger

*Verleger: Einer, der aufgrund übereinstimmender
Aussagen von Autoren und Buchhändlern
die alleinige Schuld am Mißerfolg eines Buches trägt.*

Hans Weigel, österr. Schriftsteller

*Es ist leichter, mit Christus über die Wogen zu
wandeln, als mit einem Verleger durch das Leben.*

Friedrich Hebbel, Dichter

Der alte Mann öffnete misstrauisch die Türe. Nur einen schmalen Spalt breit. Er bekam selten Besuch und gerade in letzter Zeit hatten ihn Zeitungsartikel, die über Trickbetrüger berichteten, aus seiner gewohnten Sicherheit aufgeschreckt. Eine Sicherheit, die sich auf sechsundsechzig überfallsfreie Lebensjahre gründete und nicht einmal dadurch erschüttert worden war, dass in seinem Viertel seit zehn Jahren häufig Messerstechereien zwischen russischen und türkischen Jugendlichen stattfanden. Schließlich war er Deutscher, was hatte er mit diesen Bandenkriegen zu tun. Oder sie mit ihm. Er war zu jedem freundlich. Reserviert, aber freundlich, das wurde respektiert, und man ließ ihn in Ruhe.

Aber diese Trickbetrüger, das war etwas anderes. Unter dem Vorwand, dringend nach Hilfe telefonieren zu müssen – ein Freund, der blutend auf der Straße lag und einen Arzt benötigte zum Beispiel, oder die Oma mit dem Schwindelanfall – schlichen sie sich in die Wohnungen älterer Personen ein, und während der eine aufgeregt telefonierte, räumte der andere klammheimlich die Wohnung aus.

Er sollte endlich den Tischler anrufen und sich einen Spion in seine Wohnungstür einbauen lassen, dachte er. Besser noch, eine Kamera am Hauseingang anbringen lassen, denn den konnte er von seinen Fenstern aus nicht einsehen. Vielleicht beides. Denn wenn die Betrüger zuerst bei der alten Szypolskaja klingelten, würde auch eine Kamera am Eingang nichts nützen – die ließ jeden herein, ohne sich dann weiter drum zu kümmern. Vielleicht würde es auch reichen, einfach nur die Gegensprechanlage zu reparieren.

Zuerst erkannte er den Besucher nicht, dessen Gesicht ihm aber irgendwie vertraut vorkam. Dann seufzte er erleichtert. »Herr Schäfer, was verschafft mir die Ehre? – Bitte, kommen Sie doch herein!«

Markus Schäfer schüttelte ihm herzlich die Hand und überreichte ihm eine Tüte mit kleinen Schokoladentäfelchen. »Die haben Sie doch auf der Messe an meinem Stand immer so gerne gegessen«, sagte er und folgte Raimund Zankl in dessen Wohnzimmer.

Zankl setzte sich in seinen Ohrensessel und deutete Schäfer, auf dem Fauteuil ihm gegenüber Platz zu nehmen. So fiel das Tageslicht in Schäfers Gesicht, das Zankl intensiv studierte. »Mein ehemaliger Verleger kommt mich besuchen. Damit hätte ich – ehrlich gesagt – nach unserem Streit in meinem Leben nicht mehr gerechnet. Sie sind älter

geworden, Schäfer!«, sagte Zankl und lachte, als würde ihn das ganz besonders freuen.

»Nun ja, die Arbeit in unserer Branche, die macht einen nicht jünger.«

»Ja, besonders das Essengehen mit jungen Autorinnen, das Trinken mit den jungen Dichtern und das Streiten mit den alten Schriftstellern.«

»Sie sind mir noch böse?«, fragte Schäfer betroffen.

Zankl sprang auf. »Ich bin ein schlechter Gastgeber – ich hab noch gar keinen Kaffee gemacht. Immer noch Espressoliebhaber?«

Schäfer nickte.

Kurz darauf kehrte Zankl mit zwei Espressotassen zurück. »Leider nicht ganz so stilvoll wie bei Ihnen, Herr Schäfer. Ich hab nicht dieses kleine Mandelgebäck, das Sie immer zum Espresso serviert haben. Wir werden mit den Schokoladentäfelchen vorliebnehmen müssen.«

»Daran erinnern Sie sich noch?«, fragte Schäfer.

»Nicht nur daran. Unsere Zusammenarbeit war zwar nur kurz, aber Sie haben mir durch die Veröffentlichung meiner Erstlinge den Weg auf dem Buchmarkt geebnet. Seit ich zu Strunz & Maier gewechselt habe, verdiene ich an meinen Büchern. Doch die hätten mich nicht genommen, wenn ich nicht schon zwei Bücher auf dem Markt gehabt hätte. Eine Tatsache, für die ich Ihnen zu ewigem Dank verpflichtet bin.«

»Sie sind mir noch böse.«

»Ach was, Altherrengeschwätz. Nehmen Sie mich nicht zu ernst – haben Sie ja früher auch nicht getan. – Was führt Sie zu mir?«

»Ich wollte Sie fragen, ob Sie immer noch Ihre Leidenschaft für skandinavische Autoren hegen.«

»Ungebrochen.«

»Ich möchte Ihnen meine Sammlung schenken.«

Zankl sah Schäfer ungläubig an. »Ich hab mich verhört. Sie erlauben sich einen Scherz.«

Bedächtig schüttelte Schäfer den Kopf. »Ich bin aus Platzgründen gezwungen, mich von ein paar Dingen zu trennen. Sie kennen mich ja, das fällt mir schwer. Da ist es mir wichtig, dass die Dinge, von denen ich mich trennen muss, in gute Hände geraten. Dass es Menschen sind, die die Sachen zu schätzen wissen. Deshalb möchte ich Ihnen meine Sammlung skandinavischer Autoren schenken.«

Zankl schloss die Augen. Er versuchte, sich an seinen letzten Besuch

in Schäfers Wohnung zu erinnern. Eine Bruchbude, wenn man das so sagen durfte, aber bis unter die niedrige Decke vollgestopft mit Büchern, Schallplatten und exotischen Stofftüchern, auch ein paar asiatische oder orientalische Teppiche waren darunter. Schäfer besaß – obwohl er die Sprachen nicht konnte – Erstausgaben, Sonderausgaben und Gesamtwerke schwedischer, norwegischer und finnischer Autoren. Auch dänische Bücher waren darunter. Insgesamt – so schätzte Zankl – mussten es an die zweihundert Bände sein.

»Das ist ein unschätzbare Wert, von dem Sie sich da trennen wollen. Warum verkaufen Sie die Bücher nicht? – Ich meine, da müsste doch so manches Antiquariat sich alle Finger nach ablecken.«

»Ich möchte, dass die Bücher in gute Hände kommen«, antwortete Schäfer knapp.

Zankl suchte nach Worten. »Ich bin – wie soll ich sagen – überrascht und ... gerührt, ja, gerührt. Nach über fünfzehn Jahren seh ich Sie wieder – und dann machen Sie mir so ein unglaubliches Angebot! Ich weiß nicht, was ich sagen soll ...«

»Sagen Sie einfach ja. Und dann kümmerge ich mich darum, dass Ihnen jemand die Bücher vorbeibringt.«

»Aber ich hab doch gar keinen Platz!« Zankl wies hilflos auf die vollgestopften Bücherregale im Zimmer. »Die Bücher stehen schon in zwei Reihen, ich hab auch am Flur schon alles voll.«

»Haben Sie denn keinen Platz mehr für ein weiteres Regal?«, fragte Schäfer.

»Im Schlafzimmer. Das könnte gehen. Kommen Sie doch eben mal mit.«

Schäfer folgte Zankl in dessen Schlafzimmer. Es roch muffig, Zankl schien nicht oft zu lüften, was bei der mit kitschigen Vasen vollgestellten Fensterbank wohl auch nicht so einfach war.

»Da über der Kommode, da könnte ich noch ein paar Regalbretter anbringen lassen, was meinen Sie?« Zankl wies auf den einzigen Platz an der Wand, der nicht durch einen Schrank verstellt war. Allerdings prangte dort ein abstraktes Gemälde. »Über dem Bett – da wäre natürlich auch Platz. Aber ich möchte keine Bücher direkt über mir haben, wenn ich schlafe. Halten Sie mich nicht für albern – aber ich hab einen Albtraum, in dem ich im Schlaf unter Büchern begraben werde.«

»Der Platz über der Kommode ist doch perfekt. Aber was wollen Sie dann mit dem Bild machen?«

»Ach – weg damit. Erinnerungen an eine längst Verfllossene, die mir das Bild mal geschenkt hat. Es ist nicht einmal was wert, weil die Dame ihre künstlerische Karriere aufgegeben hat, bevor sie überhaupt eine Chance hatte richtig anzufangen.«

»Ich könnte Ihnen das Regal nächste Woche montieren. Ich meine, wenn Sie das gleiche System benutzen wollen, wie im Wohnzimmer«, bot Schäfer an.

»Das kann ich unmöglich annehmen. Nein, Sie tun schon zu viel für mich. Lassen Sie das Regal meine Sorge sein. Der Sohn unserer Nachbarin, der ist Handwerker, der macht das schon.« Zwar grauste ihm bei dem Gedanken, den Sohn von Frau Szypolskaja in die Wohnung zu lassen, aber das konnte er nicht auch noch von Schäfer annehmen.

Zankl führte Schäfer wieder ins Wohnzimmer. »Wie läuft denn der Verlag so?«, fragte er.

»So la la«, meinte Schäfer. »Sie wissen ja, wie das so ist, als Kleinverlag. Bei den großen Buchhandlungen, bei diesen Ketten, die den Markt kaputt machen, kommt man nur über deren Vertrieb rein. Und dazu sind meine Auflagen einfach zu gering.«

Zankl nickte verständnisvoll. Die Situation des Buchhandels im deutschsprachigen Raum stellte auch in seinen Augen eine Katastrophe dar. Buchhandelsketten verkauften rücksichtslos nur noch ihr eigenes Sortiment. Es ging ausschließlich ums schnelle Geld. Ein Buch, das nicht innerhalb von wenigen Wochen ein Renner zu werden versprach, hatte in diesem System keine Chance. Hatte sich ein Buch gut verkauft, landete es trotzdem nach ein paar Monaten auf dem Grabbeltisch, heruntergesetzt, als Restauflage, weil die Ketten kein Interesse daran hatten, sich ihre Lager mit Büchern vollzupacken, von denen sie vielleicht nur noch fünfzig Exemplare im Monat verkauften. Und das Volk der Dichter und Denker ließ sich das willenlos gefallen. Eine Weile räsonierte er mit Schäfer über die Dummheit angeblich mündiger Bürger, die sich von einem profitgierigen Buchhandel vorschreiben ließen, was literarisch wertvoll oder lesenswert sei.

»Kein Wunder, dass wir bei der Pisastudie so schlecht abgeschlossen haben. Neulich war ich in der Filiale einer solchen Kette. Die führten

nicht einmal Kleist – außer zwei oder drei Reclamtexte. Die Gesamtausgabe, die ich dem Sohn meines Patenkindes schenken wollte, die hätte ich bestellen müssen. Aber man war sich nicht sicher, ob sie tatsächlich lieferbar sei. Stellen Sie sich das vor. Heinrich von Kleist nicht lieferbar in einer Buchhandlung«, meckerte Zankl, »aber ein Riesenberg von Exemplaren der Lebenserinnerungen dieser erst zweiundzwanzigjährigen amerikanischen Hüpfdohle, wie heißt sie noch mal ...«

Schäfer verabschiedete sich. Er würde Zankl die Bücher am folgenden Mittwoch um vierzehn Uhr schicken lassen. Mit dem Umzugsunternehmen des Arbeitslosenzentrums.

Als Schäfer gegangen war, dachte Zankl noch lange an seine frühere Zusammenarbeit mit dem exzentrischen Verleger. Gedankenlos stopfte er die Schokoladentäfelchen, die Schäfer mitgebracht hatte, in sich hinein. Seltsam krümelig waren sie, das hatte er bei Schokolade noch nie erlebt, aber es störte ihn nicht weiter. Seit seiner langen Krankheit vor zwei Jahren waren seine Geschmacksnerven abgestumpft und er schmeckte nur noch, ob etwas sauer und scharf war.

Markus Schäfer, Kleinverleger. Die Zusammenarbeit mit ihm hatte viele schöne Seiten gehabt. Schäfer war sehr großzügig, was Einladungen zu Arbeitsessen in exzellenten Restaurants anging. Auch hatte er den gleichen Geschmack in Bezug auf Wein. Was Schäfer jedoch nicht hatte, war Talent zum Verkaufen. Oder die Fähigkeit, seine Geschäftsbücher anständig zu führen. Bis heute wusste Zankl nicht, wie viele Exemplare seiner beiden Bände mit Kurzgeschichten Schäfer tatsächlich verkauft hatte. Obwohl er ihn unzählige Male gebeten hatte, ihm eine Aufstellung über den Absatz seiner Bücher zu liefern, war Schäfer dieser Aufforderung nie nachgekommen. Außer »läuft gut« oder »läuft gerade schleppend« hatte er nie Konkretes erfahren. Ein Honorar – so war mit Schäfer vereinbart gewesen – würde es erst bei einer zweiten Auflage geben. Die zweite Auflage würde erst in Auftrag gegeben werden, wenn fünfundneunzig Prozent der ersten Auflage verkauft seien.

Sein neuer Verlag zahlte ab dem ersten Exemplar. Kein großes Honorar, aber immerhin, es hatte gereicht, um sein Gehalt aufzubessern, und nach dem dritten Buch war Zankl sogar finanziell in der Lage gewesen, seine Arbeitsstunden im Museum zu reduzieren und so mehr Zeit zum Schreiben zu haben.

Die Trennung von Schäfer war unschön gewesen. Schäfer hatte Zankl damals beschuldigt, den Untergang seines Verlages heraufzubeschwören. Gerade jetzt, wo Zankl als Autor am Markt eingeführt und damit zu rechnen sei, dass er mit einem weiteren Buch Gewinn machen würde, Gewinn, den er selbstverständlich an Zankl weitergeben würde. In so einer Situation wechsle der einfach den Verlag, nur, weil ihm der andere ein fixes Honorar geboten habe. Was hätten sie nicht alles gemeinsam erreichen können. Danach hatte Zankl nur noch per Anwalt mit Schäfer verkehrt, da der sich geweigert hatte, die Rechte an den beiden Erstlingen Zankls herauszugeben. Schließlich hatte Zankls neuer Verlag Schäfer die Rechte für eine überhöhte Summe abgekauft.

Umso mehr wunderte sich Zankl nun, dass Schäfer ihm seine skandinavische Sammlung schenken wollte. ›Ich muss ihn fragen, ob gesundheitlich alles in Ordnung ist‹, dachte er. ›Vielleicht hat er eine unheilbare Krankheit und will sich deshalb von allem trennen und sich mit mir versöhnen.‹

Am Mittwoch fuhr pünktlich um vierzehn Uhr ein kleiner Lieferwagen vor, wie Schäfer versprochen hatte. Zwei junge Männer trugen in wenigen Minuten zwölf Umzugskartons in Zankls Schlafzimmer und räumten die Bücher ohne System in das neue Regal. In einen Karton hatte Schäfer eine Plastiktüte mit einer Unmenge Schokoladentäfelchen gepackt, Schäfers Visitenkarte lag dabei. »Viel Spaß mit den Büchern – ich weiß, bei Ihnen erfahren sie die Wertschätzung, die ihnen gebührt« stand auf der Rückseite. Zankl drehte die Karte um. Schlierseerstraße. Der Verlag war doch immer in der Metternichallee gewesen, in einem Hinterhaus, einer umgebauten Werkstatt, um genau zu sein. Deshalb also trennte sich Schäfer von seinen Büchern, dachte er, er musste umziehen.

Seufzend betrachtete er das Bücherchaos, das die beiden jungen Männer hinterlassen hatten. Bis jeder Band so stehen würde, wie es sein musste, würde er das Regal wohl drei oder vier Mal komplett aus- und wieder einräumen müssen. Eine anstrengende Aufgabe, weil Zankl dazu wohl eine Leiter würde benutzen müssen – aber eine Aufgabe, die er gerne erledigte. Er liebte es einfach, mit Büchern zu hantieren.

Schäfer öffnete die Wohnungstür in Unterhosen, als Kommissar Löbl und seine Assistent Lugner klingelten. Erschrocken versuchte er, seinen Unterkörper hinter der Tür zu verbergen, als er die beiden fremden Männer erblickte. »Ja bitte?«, fragte er, und Löbl hielt ihm wortlos seinen Dienstausweis unter die Nase.

»Ein paar Fragen. Wegen eines Todesfalls in Ihrem Bekanntenkreis.«

Schäfer sah Löbl erstaunt an. »In meinem Bekanntenkreis hat es keinen Todesfall gegeben«, sagte er.

»Hat es. Können wir reinkommen?«

Schäfer murmelte eine Entschuldigung, er habe gedacht, dass seine Putzfrau geklingelt habe und sich deshalb noch nichts angezogen. Löbl hob die linke Augenbraue, was Schäfer anscheinend verunsicherte. Er führte die beiden in sein Wohnzimmer und verschwand kurz im Schlafzimmer, um sich anzuziehen.

»Ganz schöner Saustall«, meinte Lugner und deutete auf den Wohnzimmerschrank. Hinter den beiden Glastüren des Vitrinenaufsatzes türmten sich durch- und übereinander Bücher, jede freie Ritze war mit Papieren vollgestopft. Auf dem breiteren Unterschrank stapelten sich CDs.

»Komischer Musikgeschmack«, brummte Löbl, der sich die CDs genauer anschaute. »Fass bloß nichts an«, sagte er zu Lugner, der sich zwischen Bergen von Manuskripten auf das Sofa zwängte.

»Du befreist mich ja, wenn ich unter dem Papierzeug begraben werde.«

»Da wär ich mir nicht sicher«, antwortete Löbl. Sogar zwischen den Töpfen der deckenhohen Gummibäume und Schefflerias lagen CDs. »Jazz«, meinte Löbl anerkennend. »Doch nicht so schlimm.«

Schäfer stand in der Tür, in ausgebeulte Jeans und ein verwaschenes T-Shirt gekleidet. »Was kann ich für Sie tun?«, fragte er und räumte achtlos einen Stapel Papiere von einem Fauteuil, damit Löbl sich setzen konnte. Er selbst nahm auf dem Fußboden Platz.

»Sie haben viel zu tun«, sagte Löbl und deutete auf den Wohnzimmertisch, dessen Platte vollgeräumt war mit Papieren und Büchern, zwischen denen sich aber auch Teller mit Resten von angetrocknetem Essen befanden.

»Ja. Ich bin nebenberuflich Verleger. Da bleibt oft was liegen, wenn es bei der Arbeit hoch hergeht und ich keine Zeit habe.«

»Und Ihre Putzfrau findet da durch?«

»Wie bitte?«

»Herr Schäfer«, begann Lugner und setzte eine betont dienstliche Miene auf. »Ist Ihnen ein Herr Raimund Zankl bekannt?«

»Ja, sicher. Ein ehemaliger Autor von mir, warum?«

»Wann haben Sie Herrn Zankl zum letzten Mal gesehen?«

»Das muss vor fünf oder sechs Monaten gewesen sein, warum?«

»Ist Ihnen da irgendwas an Herrn Zankl aufgefallen?«

»Was soll mir aufgefallen sein? Ich hab ihn nach fünfzehn Jahren zum ersten Mal wieder getroffen, da fällt einem im Vergleich zu früher einiges auf.«

»Sie haben ihn also fünfzehn Jahre lang nicht gesehen?«, fragte Löbl und kniff die Augen zusammen.

»Ja. Er hat den Verlag gewechselt. Das ist nichts Außergewöhnliches, dass man sich dann aus den Augen verliert.«

»Seit Ihrer gerichtlichen Auseinandersetzung haben Sie sich also nicht wiedergesehen? Bis an diesem Tag im Oktober?«

»Ja. – Woran ist er denn gestorben?«

»Das ist noch ungeklärt. Wir sind im Moment nicht sicher, ob wir ein Fremdverschulden ausschließen können.«

Schäfer sah die beiden verständnislos an. »Ich hab ihn an diesem Tag im Oktober besucht, um mich mit ihm auszusöhnen. Schließlich sind wir damals im Streit auseinander gegangen. Ich hab ihm ein freundschaftliches Angebot gemacht und er hat es angenommen. Seither hat er mich nur einmal angerufen, um sich bei mir zu bedanken. Das war vor etwa vier Monaten. Halt, die Weihnachtskarte hab ich vergessen, die ich ihm geschickt habe.«

Löbl erhob sich. »Entschuldigen Sie, dass wir Sie belästigt haben, aber wir müssen jeder Spur nachgehen.«

»Aber bitte, keine Ursache.«

»Darf ich kurz Ihre Toilette benutzen?«

»Bitte. Die Türe rechts, gleich neben der Wohnungstür. Lichtschalter ist drinnen.«

Als Lugner sich erhob, brach ein Stapel Manuskripte zusammen. Unbeholfen versuchte Lugner, Mappen oder auch nur lose zusammengeheftete Seiten wieder in Ordnung zu bringen. »Lassen Sie nur«, wehrte Schäfer ab. »Die muss ich sowieso alle zurückschicken. Sie können sich

gar nicht vorstellen, wie viele Möchtegern-Schriftsteller einem ungefragt ihre Manuskripte schicken, wenn sie die Adresse des Verlags herausgefunden haben.«

Vor dem Haus zündete sich Löbl eine Zigarette an. »Meine Güte, in was für einem Chaos lebt der! Du hättest das Bad sehen sollen. Neben der Kloschüssel, links und rechts, stapeln sich alte Zeitungen. Genauso hoch, wie der Topf selbst hoch ist.«

»Wenigstens kann er so beim Scheißen nicht runterfallen«, witzelte Lugner. »Da soll sich schon so mancher den Hals dabei gebrochen haben.«

»Er sammelt alte Duschgels. Ich schwöre dir, das waren mindestens zwanzig verschiedene Sorten, aber leer bis auf ein paar Tropfen. Alle in einer Badetasche, die neben der Brause hängt. Und auf dem Boden davor ungefähr genau so viele und genau so leere Shampooflaschen. Und im Spiegelschrank ein Glas mit mindestens zehn alten Zahnbürsten.«

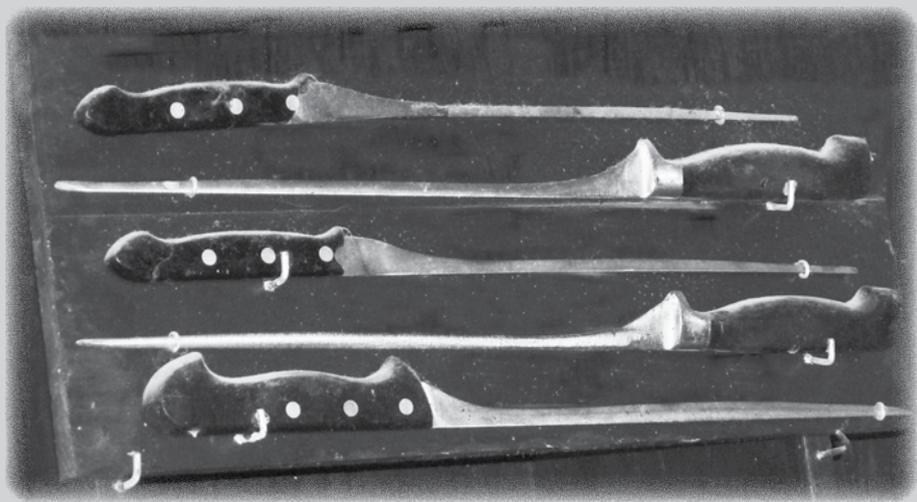
»Zehn verschiedene Freundinnen und jede hat ihre eigene Bürste?«, schlug Lugner vor.

»Dann muss er mit zehn verschiedenen Schweinchen befreundet sein, weil die Zahnbürsten ... mein Zahnarzt würde mir die um die Ohren hauen.«

»Und der Typ hat eine Putzfrau.«

Löbl zuckte mit den Achseln. »Ich dachte immer, Menschen, die mit Büchern zu tun haben, sind ... anders. Lass uns gehen, der kann uns nicht weiterhelfen.«

[...]



Nemesis

*Aber alles Tun des Menschen hat am Ende
seine Strafe, und nur die Götter und die Kinder
trifft die Nemesis nicht.*
(Friedrich Hölderlin)

Nemesis (griechisch Νέμεσις Némesis, deutsch ›Zuteilung des Gebührenden‹) ist in der griechischen Mythologie die Göttin des gerechten Zorns, der ausgleichenden Gerechtigkeit, wodurch sie zur Rachegottheit wurde.

In der kleinen Wallfahrtskirche roch es streng. Die Festtagskleider der alten Bäuerinnen sonderten jahrelang konservierten Schweißgestank ab. Der vermengte sich mit den Aromen der Mottenkugeln und Duftsäckchen aus den Kleiderschränken, in denen der Sonntagsstaat sorgfältig aufbewahrt worden war, zu einem betäubenden Geruch. Dagegen konnte auch der Weihrauch nichts ausrichten, der aus einem silbernen Fässchen strömte, das ein Ministrant lustlos schwenkte.

Die fromme Gemeinde war mittlerweile beim siebten Rosenkranz angelangt. Monoton leierten die Frauen auf der rechten Seite der Kirche mit hohen, fisteligen Stimmen das ›Gegrüßet seist du Maria‹ und übertönten die wenigen Männer in der linken Reihe, deren tiefes, manchmal heiseres ›Gebenedeit bist du unter den Frauen‹ kaum zu hören war. Die Alten wiegten wie in Trance langsam und rhythmisch mit den Oberkörpern. Die wenigen Kinder, die Enkel der Bauern, waren nicht von diesem Rhythmus eingesogen aber von der Litanei fast eingeschläfert worden und stierten mit weit aufgerissenen Augen und offenen Mündern vor sich hin.

Es war ungewöhnlich heiß in der Kirche, stickig und schwül. So dachte auch jeder erst an einen Hitzschlag, als die Hauer-Bäuerin, die am äußeren Rand des Gestühls neben der Weigl Erna in der vorletzten Reihe saß, einen langgezogenen leisen Seufzer ausstieß und aus der Bank kippte. Nur ihre unmittelbaren Nachbarinnen bemerkten den Sturz. Zuerst sprang die Wagner Rosl auf, die hinter der Hauerin gesessen war. Sie versuchte gerade, die Frau, die mit dem Gesicht nach unten auf dem Boden lag, umzudrehen, als ihr Blick auf einen kleinen dunkelroten Fleck auf dem Steinboden fiel. Etwas sickerte langsam aus dem Beichtstuhl. Ein schriller Schrei der Weigl Erna unterbrach den Singsang der Rosenkranzbeter.

»I kann doch ka Blut net sehn«, jammerte die Hauerin. Sie lag in der Stube des kleinen Häuschens der Pfarrersköchin mit hochgelagerten Beinen auf der Couch. »Schon als Kind net!«

Die Wagner Rosl tupfte ihr mit einem nassen Waschlappen die Stirn ab und murmelte die ganze Zeit beruhigende Worte, die wie eine Beschwörungsformel klangen. Die niedrige Stube war voll mit alten Bäuerinnen, die die Hände rangen, sich bekreuzigten und abwechselnd »Maran-

dana!« oder »Marandjosef!«⁴ riefen. Kein Wunder, dass die Hauerin in der schlechten Luft und Hitze nicht wieder auf die Beine kam. Vergleichlich versuchte Gassner, die alten Frauen aus dem Zimmer zu scheuchen. Sie beachteten den jungen Polizisten einfach nicht. Sein Chef war damit beschäftigt, die Kirche abzuriegeln und kämpfte dort mit ähnlichen Problemen gegen die sture Schar der alten Bauern, die »ihre Kirche« nicht räumen wollten, schon gar nicht, wenn es etwas zu sehen gab.

Nach einer Stunde traf endlich die Kriminalpolizei aus Salzburg ein. Mittlerweile war die Schar der Neugierigen noch gewachsen, da sich zu den alten Bauern auch deren Söhne und Enkel und zahlreiche Sonntagsspaziergänger gesellt hatten. Entsetzt wichen die Bauern vor den in weiße Overalls gekleideten Mitarbeitern der Spurensicherung zurück. So etwas hatten sie noch nie gesehen. Die drei Beamten mit Gewehren jedoch, die den Tatort absperren und räumen sollten, flößten ihnen nicht den geringsten Respekt ein. Waffen besaßen hier schließlich alle. Jeder war in seiner Freizeit Jäger, mit Jagdschein, und wenn sie alle ihr Arsenal zusammenlegen würden ... der Polizei würde schneller die Munition ausgehen.

Nun waren auch die Journalisten eingetroffen, und jeder Reporter fand mehr als einen gesprächsbereiten Augenzeugen vor – was dazu führte, dass am nächsten Tag in den vier lokalen Blättern der Umgebung unterschiedliche Versionen der Ereignisse zu lesen waren.

Der Polizei gelang es an diesem Tag gerade noch, die Personalien aller Kirchgänger festzustellen und die Leiche zu identifizieren. Mehr war, da es schon spät war, nicht mehr auszurichten. Kriminalkommissar Rehl seufzte. Das bedeutete, dass er und seine Kollegen die nächsten Tage mit der Vernehmung von sechsundzwanzig alten Bäuerinnen, elf alten Bauern, fünf Kindern, zwei Ministranten und einem unfreundlichen und sturschädelligen Pfarrer verbringen durften.

Bei der Leiche handelte es sich um Florian Hackl, den dreiundzwanzig Jahre alten Sohn und Erben des Knotzingerhofs. Der Knotzingerhof lag etwa drei Kilometer von der Wallfahrtskirche entfernt. Kein Mensch konnte sich erklären, was Florian, der schon seit Jahren nicht mehr

4 »Maria und Anna!« und »Maria und Josef!«

freiwillig eine Kirche betreten hatte, im Beichtstuhl der Wallfahrtskirche der heiligen Maria gewollt hatte. Anscheinend war er zu Fuß dorthin gegangen, denn sowohl sein Auto als auch sein Fahrrad standen im Schuppen auf dem Hof. Das erschien den Eltern und Brüdern ungewöhnlich, denn Florian ging normalerweise keinen Meter zu Fuß, wenn es sich vermeiden ließ.

Der Tathergang ließ sich leicht klären: Der unbekannte Täter hatte das Bastgitter, das die Sprechluke zwischen der Sünder- und der Pfarrerseite des Beichtstuhls bedeckte, entfernt und Florian, der auf der Sünderseite kniete, mit einem scharfen Messer in einem einzigen Schnitt, geführt vom Stuhl des Pfarrers aus, die Kehle durchtrennt. Der Oberkörper des Opfers war gegen die Rückwand des Beichtstuhls gekippt und das ausströmende Blut wurde anfangs vom morschen, ausgetrockneten Holz des Beichtstuhls aufgesogen. Erst als das Holz nichts mehr aufnehmen konnte, hatte sich das Blut, das schon zu gerinnen begann, langsam den Weg auf das Pflaster des Bodens gesucht.

Die Befragung der Bauern und Bäuerinnen ergab keine Hinweise. Niemand hatte vor der Andacht irgendjemanden gesehen, der aus dem Beichtstuhl gekommen wäre. Es waren nur Leute in der Kirche gewesen, die zur aussterbenden Gruppe der Rosenkranzbeter gehörten. Von den frommen Betern jedoch kam niemand als Täter in Frage, da der Mord, wie der Gerichtsmediziner versicherte, etwa zwei Stunden vor dem Rosenkranz geschehen war und alle Kirchgänger für die Zeit zwischen zwölf Uhr und vier Uhr an diesem Tag ein Alibi vorweisen konnten. Hätte sich während des Gebets jemand am Beichtstuhl zu schaffen gemacht, wäre das der Hauer-Bäuerin, der Weigl Erna und der Wagner Rosl sicherlich aufgefallen.

Der Pfarrer hatte Florian Hackl noch nie in seiner Kirche gesehen. Er hielt zwar aus Altersgründen nur noch dann Gottesdienste ab, wenn es sich nicht vermeiden ließ – also wenn ihn die Gemeinde so unter Druck setzte, dass ihm keine Ausrede mehr einfiel – aber Florian war ihm in den sieben Jahren seiner Amtszeit nie begegnet. Eine Verabredung zur Beichte hatte er auch nicht gehabt. Der Pfarrer verwies ungehalten auf sein Alter und erklärte, dass er auch die Beichte nur noch in Ausnahmefällen abnehmen würde, vielleicht so drei oder vier Mal im Jahr. Wenn

die Bauern ihre Sünden loswerden wollten, mussten sie sich schon hinunter nach Oberndorf bequemen. Er habe den Beichtstuhl zum letzten Mal im März benutzt, als der Klopff-Wirt, auf dessen Grundstück die Kirche einst erbaut worden war und der das neue Dach finanziert hatte, auf sein dadurch erkaufte Recht auf persönlichen Sündenerlass bestanden hatte.

Wer in der für den Mord in Frage kommenden Zeit die Kirche besucht hatte, darüber konnte er keine Auskunft geben. Er hatte seine Haushälterin, wie jeden Sonntag, angewiesen, das Gitter, das Touristen einen Blick in das barocke Kirchenschiff ermöglichte, den Zutritt dazu aber verwehrte, nach dem Mittagessen aufzuschließen. Denn Sonntag Nachmittag kamen öfter Pilger zum Gebet vorbei und er hatte keine Lust, für jeden die Kirche extra aufzusperren.

Eine Überwachungskamera war direkt an der Empore neben der Orgel angebracht und eine neben dem Altar. Die beiden Kameras hatten auf diese Weise die wertvollen Schnitzereien und vergoldeten Statuen im Blick, nicht aber die Seite mit dem alten abgewetzten Beichtstuhl. Wer sich in der Kirche auskannte, konnte den Weg zum Beichtstuhl und wieder hinaus aus der Kirche zurücklegen, ohne von den Kameras erfasst zu werden. Die Kameras reagierten auf Bewegung. In der in Frage kommenden Zeit waren sie vier Mal angesprungen und hatten jedes Mal Touristen erfasst, die durch die Kirche schlenderten und sie dann, nach Aufnahme des obligaten Fotos mit goldener Madonna, wieder verließen.

Im Beichtstuhl selbst waren weder Haare noch Fingerabdrücke gefunden worden aber Spuren eines Fetts, das zur Pflege von Motorradbekleidung verwendet wurde, und das es überall in Österreich zu kaufen gab.

Rehrl seufzte. Wenn es für den Fall eine Lösung gab, dann würde sie nicht leicht zu finden sein. Er rechnete mit langwierigen und fruchtlosen Befragungen der Eltern und des Umfelds von Florian Hackl. Nun, so lange nichts anderes zu tun war ...